

EINS

Als ich meinen Mann zum letzten Mal sah, hing ein winziger Tropfen aus Himbeermarmelade in seinem blonden Spitzbart. Wir hatten eben Cappuccino aus der lächerlich teuren Kaffeemaschine getrunken, die ich drei Wochen zuvor aus einer plötzlichen Laune heraus gekauft hatte, und dazu Croissants gegessen, die er von seinem täglichen Achtkilometerlauf mitgebracht hatte, ohne die Ironie der Situation zu bemerken. Sein schlanker, durchtrainierter Körper funktionierte wie eine Maschine und nahm, wenn überhaupt, nur an Muskelmasse zu. Ganz anders als bei mir. Meine Oberschenkel werden allein schon vom Geruch der Backwaren breiter.

Die Croissants waren noch warm. Ich versuchte zu widerstehen, während er sie aufschnitt, mit Butter und Marmelade bestrich und eines mit heraustropfender Füllung vor mir auf dem weißen Teller liegen ließ. Ich kämpfte innerlich, verlor und griff danach. Es war perfekt – flockig, auf der Zunge zergehend, süß und salzig zugleich. Und dann war es weg.

»Du übst keinen guten Einfluss auf mich aus«, sagte ich und leckte mir Butter von den Fingern. »Ich bräuchte mehr als eine Stunde auf dem Crosstrainer, um das wieder zu verbrennen. Und wir wissen beide, dass das nicht passiert.« Aus blauen Augen warf er mir einen reumütigen Blick zu.

»Ich weiß«, entgegnete er, »und es tut mir leid.« Dann das Lächeln. Oh, dieses Lächeln. Es wollte mit einem Lächeln erwidert werden, egal, wie wütend oder frustriert ich gerade war, wie *satt* ich es hatte. »Aber es war doch gut, oder? Du wirst den ganzen Tag dran denken.« Redete er über das Croissant oder über den Sex vor Sonnenaufgang?

»Ja«, sagte ich, als er mich küsste, seinen starken Arm um meine Taille legte und mich fest an sich zog. Die Geste fühlte sich an wie eine Einladung, nicht wie der Abschied, als der sie sich herausstellen sollte. »Du hast recht.«

In dem Augenblick sah ich die Marmelade. Ich bedeutete ihm mit einer Geste, sich den Mund abzuwischen. Er hatte sich für ein wichtiges Meeting umgezogen. *Alles entscheidend* waren die Worte, mit denen er mir den Termin beschrieb. Er warf einen Blick auf sein Spiegelbild in der Mikrowellenklappe und wischte sich die Marmelade ab.

»Danke«, sagte er und ging zur Tür. Er nahm seine lederne Laptoptasche und hängte sie sich über die Schulter. Die Tasche wirkte schwer, und ich fürchtete, sie könne seinen

Anzug zerknittern, ein todschickes, teures Ding aus schwarzer Wolle, das er sich neulich erst gekauft hatte. Aber ich sagte nichts. Ich wollte ihn nicht bemuttern.

»Danke wofür?«, fragte ich. Mir war bereits entfallen, dass ich ihm die Peinlichkeit erspart hatte, mit Essensresten im Gesicht zu einem Meeting zu erscheinen.

»Dafür, dass du das Schönste bist, was ich an diesem Tag zu sehen kriege.« Er war ein opportunistischer Charmeur. Immer schon gewesen.

Ich lachte, schlang meine Arme um seinen Nacken und küsste ihn noch einmal. Er wusste, was er sagen musste, damit ich mich wohlfühlte. Ich würde tatsächlich den ganzen Tag an unseren Sex denken, an das Croissant, an sein Lächeln, an seinen letzten Satz.

»Mach sie fertig«, sagte ich, als ich ihn an der Haustür verabschiedete und ihm nachschaute, wie er zum Aufzug am Ende des kurzen Flurs lief. Er drückte auf den Knopf und wartete. Wegen des Flurs hatten wir uns für das Apartment entschieden, noch bevor wir durch die Tür gegangen waren – der dicke, rote Teppichboden, die Wandvertäfelung, die drei Meter hohen Decken. New Yorker Vorkriegseleganz. Die Türen des Aufzugs öffneten sich lautlos. Vielleicht habe ich in diesem Moment, kurz bevor er den Aufzug betrat, den Schatten über sein Gesicht huschen sehen. Vielleicht habe ich es mir auch nur eingebildet, um jenem Moment eine Bedeutung zu verleihen. Aber falls er überhaupt da war, dieser Anflug von – was eigentlich? Angst? Traurigkeit? –, so ging er ebenso schnell wieder vorüber. So schnell, dass ich ihn in jenem Augenblick nicht bewusst registrierte.

»Das werde ich, du kennst mich doch«, erwiderte er, cool wie immer. Aber bei diesen Worten hörte ich ihn genau heraus, seinen muttersprachlichen Akzent, der sich nur bemerkbar machte, wenn er unter Stress stand oder betrunken war. Aber ich machte mir keine Sorgen um ihn. Ich zweifelte niemals an ihm. Was immer er sich für den Tag vorgenommen hatte – es hatte mit neuen Investoren für seine Firma zu tun –, ich war mir sicher, dass er es schaffen würde. So war es immer. Er bekam, was er sich in den Kopf gesetzt hatte. Mit einem Winken und einem kecken Schulterblick betrat er den Aufzug, und die Türen schlossen sich hinter ihm. Und dann war er weg.

Während der Aufzug abwärts glitt und ihn und seine Stimme mitnahm, bildete ich mir ein, ihn herumalbern und »Ich liebe dich, Izzy!« rufen zu hören.

Ich musste lächeln. Nach fünf Ehejahren, einer Fehlgeburt, mindestens fünf Totalabstürzen, die sich bis in die frühen Morgenstunden hinzogen, aufregendem Sex, ödem Sex, guten Tagen und schlechten Tagen, nach vielen kleineren (und nicht so kleinen) Enttäuschungen und Herzschmerz, der sich unweigerlich einstellt, wirft man die Flinte nicht bei der erstbesten Gelegenheit ins Korn; nach ein paar düsteren Momenten, in denen ich überzeugt war, es nicht mit ihm zu schaffen und ohne ihn besser dran zu sein, nach all jenen atemlosen Momenten, in denen ich glaubte, ohne ihn nicht mehr leben zu können – nach alledem hätte er es mir nicht mehr zu sagen brauchen. Trotzdem war ich froh, es von ihm zu hören.

Ich schloss die Tür, und mein Vormittag begann. Fünf Minuten später telefonierte ich mit Jack Mannes, meinem alten Freund und Langzeitagent.

»Wann kommt der Scheck?« Die ewige Frage der Autoren.

»Ich werde mich drum kümmern.« Die ewige Antwort der Agenten. »Wie kommst du mit dem Manuskript voran?«

»Ich ... komme voran.«

Zwanzig Minuten später, als ich zum Joggen aufbrach, hatte ich den Geschmack von Marcs buttrigem Himbeermarmeladenkuss immer noch auf den Lippen.

Als er auf die Straße trat, schlug ihm ein eisiger Wind entgegen, und er wünschte, er hätte einen Mantel mitgenommen. Er spielte kurz mit dem Gedanken, noch einmal umzukehren, aber dafür war es zu spät. Also knöpfte er sich die Anzugjacke zu, schulterte seine Laptoptasche und vergrub die Hände tief in den Hosentaschen. Eilig lief er über die 68. Straße, um zum Broadway zu kommen. An der Kreuzung sprang er die gelb gekachelte Treppe zur U-Bahn hinunter und war dankbar für die Wärme, selbst wenn es an diesem Morgen ungewöhnlich stark nach Urin stank. Er ließ seine Karte durch den Schlitz gleiten, ging durchs Drehkreuz und wartete auf die U-Bahn nach Downtown.

Es war kurz nach neun, so dass sich auf dem Bahnsteig weniger Leute aufhielten als noch eine Stunde zuvor.

Die Hände immer noch in den Taschen, lehnte Marcus sich an die Wand und wartete. Der New Yorker wartet immer und überall – auf Züge, auf Busse, auf ein Taxi; er wartet in unmöglich langen Warteschlangen auf einen Kaffee und in großen Menschenansammlungen auf den Beginn eines Films oder einer Kunstausstellung. Der Rest der Welt hält die New Yorker für ruppig und ungeduldig, aber in Wahrheit sind sie es gewohnt, sich mit der Resignation der Verdammten in die Schlange einzureihen. Sie mögen klagen, aber sie warten geduldig.

Marcus war im Alter von achtzehn Jahren in die Stadt gekommen, hatte sich aber nie als New Yorker betrachtet. Er kam sich eher wie ein Zoobesucher vor, dem man erlaubt hatte, im Gehege zwischen den Tieren umherzuschlendern. Aber eigentlich hatte er sich immer schon so gefühlt, selbst als Kind, in seiner Heimat. Immer stand er als stiller Beobachter am Rande. Er hatte das längst als Teil seiner Persönlichkeit akzeptiert, war nicht im Geringsten unglücklich darüber und empfand auch kein Selbstmitleid. Isabel hatte das immer verstanden; als Schriftstellerin befand sie sich in einer ähnlichen Lage. *Beobachten kann nur, wer isoliert am Rande steht.*

Dieser Satz war der erste von vielen Gründen, aus denen er sich zu ihr hingezogen fühlte. Er hatte einen ihrer Romane gelesen und ihn außergewöhnlich tief sinnig und aussagekräftig gefunden. Er war fasziniert von ihrem Foto auf der Rückseite des Buches und versuchte, über das Internet mehr über sie zu erfahren. Was er las, steigerte sein Interesse: Sie stammte aus wohlhabenden Verhältnissen, hatte jedoch aus eigener Kraft Karriere gemacht und acht Bestseller geschrieben. Sie hatte die Welt bereist und bemerkenswert einfühlsame Essays über ihre Reisen verfasst. »Prag ist die Stadt der Geheimnisse«, hatte sie geschrieben. »Märchenhafte Straßen verwandeln sich plötzlich in dunkle Gassen, hinter einer schweren Eichentür mit schmiedeeisernen Beschlägen versteckt sich ein geheimer Hinterhof, die kunstvollen Fassaden bergen eine dunkle Geschichte. Die Stadt zeigt ihr prächtiges Antlitz, es ist wunderschön und von edler

Abstammung, aber ihre Augen sind kalt. Sie schmunzelt, aber sie lacht nie. Sie weiß etwas, aber sie verrät es nicht.« Es war die Wahrheit, die kaum je ein Außenstehender begreifen konnte; dennoch hatte es diese amerikanische Schriftstellerin geschafft, einen Blick auf das Innerste der Stadt zu erhaschen, und das bewegte ihn.

Ihre rabenschwarzen Locken und ihre dunklen Augen, ihre schneeweiße Haut, ihre zarte Nackenlinie und die zierlichen Hände, die ihn an einen Vogel erinnerten, hatten ihn dazu gebracht, zu einer ihrer Signierstunden zu gehen. Er wusste sofort, dass sie *die Richtige* war, wie die Amerikaner es nennen – so als hätten sie nur gelebt, um einander zu finden und eins zu werden. Auch wenn er anfangs etwas ganz anderes darunter verstanden hatte.

Das alles schien so lange her zu sein – der erste Nervenkitzel, das übermächtige Verlangen. Oft wünschte er sich, er könnte noch einmal diesen ersten Abend erleben, die ersten gemeinsamen Jahre. Er hatte so viel falsch gemacht – manches wusste sie, anderes duftete sie nie, niemals erfahren. Er erinnerte sich daran, dass er, als sie frisch in ihn verliebt war, etwas in ihrem Blick gesehen hatte, das die Leere in seinem Inneren füllte. Aber obwohl sie seine dunklen Geheimnisse nicht kannte, schaute sie ihn nicht mehr so an. Ihr Blick schien an ihm vorbeizugehen. Wenn sie ihm in die Augen sah, hatte er das Gefühl, sie betrachte jemanden, der gar nicht existierte. Und vielleicht war es seine Schuld.

Er hörte die U-Bahn herandonnern und stieß sich von der Wand ab. Er ging auf die Bahnsteigkante zu, als er plötzlich eine Hand auf seinem Arm spürte. Der Griff war kraftvoll und fest. Marcus fuhr reflexartig herum und befreite sich, indem er zurückwich und die Faust nach oben riss.

»Bleib locker, Marcus«, sagte der Mann und lachte kehlig. »Entspann dich.« Er hob seine fleischigen Hände und hielt sie in der Luft. »Warum so nervös?«

»Ivan«, sagte Marcus kühl, obwohl sein Herz hämmerte wie eine adrenalingetriebene Pumpe. Der Moment bekam etwas Surreales, Finsteres, Albtraumhaftes. Ivan war ein Geist, tief in Marcus' Erinnerung vergraben, und nun starrte er ihn an wie einen exhumierten Leichnam. Ivan, damals ein großer, drahtiger junger Mann, manisch und verschroben, hatte stark zugenommen. Nicht an Fett, sondern an Muskeln; er sah aus wie ein Bulldozer, gedrungen und kräftig, so als könnte er Beton zermahlen oder gar die Erde selbst.

»Was?« Wieder das tiefe Lachen, diesmal weniger amüsiert. »Kein ›Wie geht's?‹ Kein ›Schön, dich zu sehen?‹«

Marcus betrachtete Ivans Gesicht. Das breite Grinsen, die Wangenknochen, die wie Felsen hervorstanden, die dunklen, blitzenden Augen – sie konnten sich jederzeit zu Eis verwandeln. Selbst jetzt, da er sich jovial gab, strahlte Ivan eine gewisse Leere, etwas Verstörendes aus. Es war so merkwürdig, ihm an diesem Ort zu begegnen, in diesem Leben, dass Marcus für einen Moment das Gefühl hatte, immer noch neben Isabel im Bett zu liegen und zu träumen. Gleich würde er aufwachen, wie immer, wenn ein Albtraum ihn heimsuchte.

Marcus schwieg, während seine U-Bahn hielt und wieder abfuhr. Jetzt waren die beiden Männer auf dem Bahnsteig allein. Die Frau am Fahrkartenschalter war in ein

Taschenbuch vertieft. Marcus hörte das Wummern der U-Bahnen unter der Erde und das Hupen und Rauschen von der Straße. Zu viel Zeit verstrich. Während sie sich anschwiegen, wurde Ivans Gesichtsausdruck kühl und hart.

Dann stieß Marcus ein Lachen aus, das von den Betonwänden widerhallte und die Frau am Schalter veranlasste, kurz von ihrem Buch aufzublicken.

»Ivan«, sagte Marcus mit einem gezwungenen Lächeln. »Wozu die Anspannung?«

Ivan lachte unsicher, dann boxte er Marcus in den Oberarm. Marcus umarmte Ivan überschwänglich, und sie klopfen einander kräftig auf den Rücken.

»Hast du etwas Zeit für mich?«, fragte Ivan, legte einen Arm um Marcus' Schulter und zog ihn zum Ausgang. Ivans gigantischer Arm fühlte sich an wie eine Rinderhälfte, die nur mit Hilfe einer Maschine zu heben ist. Marcus tat, als hätte er den drohenden Unterton nicht bemerkt.

»Selbstverständlich, Ivan«, antwortete er. »Selbstverständlich habe ich Zeit für dich.«

Marcus' Stimme klang brüchig, was er mit einem Hüsteln zu kaschieren suchte. Falls Ivan es bemerkt hatte, ließ er sich nichts anmerken. Während sie die Treppe hinaufstiegen und Ivan ihn fest umarmt hielt, bahnte sich ein Strom aus bösen Vorahnungen einen Weg von Marcus' Kehle bis in seinen Magen. Ivan redete, erzählte einen Witz über eine Nutte und einen Priester, aber Marcus hörte nicht zu. Er dachte an Isabel. Daran, wie sie heute Morgen ausgesehen hatte, ein bisschen verschlafen, sehr hübsch in dem Pyjama, mit zerzausten Locken, die nach Geißblatt und Sex dufteten und nach Butter und Marmelade.

Auf der Straße lachte Ivan schallend über seinen eigenen Witz, und Marcus stimmte automatisch mit ein, obwohl er die Pointe nicht mitbekommen hatte. Ivan kannte eine Menge Witze, einer dümmer als der andere. Auf diese Weise hatte er hauptsächlich Englisch gelernt. Er hatte Witzbücher gelesen und den Stand-up-Komikern zugehört. Er war der Ansicht gewesen, man könne eine fremde Sprache nur verstehen, wenn man ihren Humor begreife, wenn man wisse, worüber die Muttersprachler lachen. Marcus war sich da nicht so sicher. Aber es brachte nichts, mit Ivan zu streiten. Ganz im Gegenteil, es war ungesund. Diesem Riesen von einem Mann brannte bei der kleinsten Gelegenheit die Sicherung durch. In einer Minute lachte er, in der nächsten prügelte er mit seinen riesigen Pranken auf sein Gegenüber ein. So hatte er sich schon verhalten, als sie Kinder waren, vor einer halben Ewigkeit.

Ivan ging auf einen neuen Lincoln zu, der auf der 68. Straße im Halteverbot stand. Er öffnete den Wagen per Fernbedienung. Das Auto sah teuer aus; angesichts seiner Lebensumstände während der vergangenen Jahre konnte Ivan sich so etwas kaum leisten. Marcus wusste, was das zu bedeuten hatte. Ivan war wieder zu jenem Lebensstil zurückgekehrt, der ihm die Probleme überhaupt erst eingebrockt hatte.

Marcus' Blick fiel auf seine eigene Haustür aus schimmerndem Glas und poliertem Holz und die großzügige, halbrunde Auffahrt davor. Die Markise am Eingang war mit einem Kranz geschmückt und erinnerte daran, dass Weihnachten vor der Tür stand.

Er sah eine Nachbarin, die junge Mutter – hieß sie Janie? – mit ihren zwei kleinen Kindern aus dem Haus kommen. Plötzlich und mit einem Sehnen musste er an das Baby